

EUGEN ROSENSTOCK-HUESSY

DIE SPRACHE DES  
MENSCHENGESCHLECHTS

EINE LEIBHAFTIGE GRAMMATIK  
IN VIER TEILEN

*Zweiter Band*  
*Dritter und vierter Teil*

1964

VERLAG LAMBERT SCHNEIDER · HEIDELBERG

## DER SELBSTMORD EUROPAS

*Gedruckt im »Hochland«, April 1919*

---

Kurz vor dem Ausbruch der Französischen Revolution, also kurz vor dem Zusammenbruch des *ancien régime* in Europa, wurde Gibbon mit dämonischer Leidenschaft von seinem Plan befallen, den Niedergang und Fall des antiken römischen Reiches zu beschreiben. Jeder Vergleich mit der Gegenwart lag ihm fern. Sondern als er im Jahre 1787 »die Geschichte des allmählichen Sinkens und endlichen Sturzes des römischen Reiches« abschloß, wollte er die Aufmerksamkeit auf »das größte und vielleicht furchtbarste Schauspiel in der Geschichte des Menschengeschlechts« lenken.

Kaum aber, daß die große Revolution ausgerast hatte, als sich der Blick für Untergänge und Untergehendes ungeahnt vertiefte. Seit 1800 wittern alle tieferen Geister das Verhängnis eines ungeheuren Todes ihrer eigenen Kultur. Diese Witterung, bei Adam Müller, bei Niebuhr und Fallmerayer schon deutlich, steigert sich bei Nietzsche und bei Dostojewski zu apokalyptischen Visionen. Aber die ganze gebildete Welt, mochte sie sich vor Namen wie diesen auch gern bekreuzigen, verfuhr selbst durch das ganze Jahrhundert hindurch so, als sei der Geist an einem Weltabend angelangt. Denn sie erforschte, schrieb und sichtete die Geschichte der Welt. In den Vordergrund des Geisteslebens tritt die Geschichtsschreibung erst jetzt in Europa. Und die Geschichtsschreibung hält allem, was sie anrührt, die Leichenrede. Alles, was Klio in Stein ritzt, muß ja zuvor gestorben sein. Eine mittelalterliche Chronik behandelt das Entfernteste einfältig so, als sei es volle Gegenwart. Ein Historiker des 19. Jahrhunderts möchte die Chronik seines eigenen Zeitalters am liebsten so schreiben, als handle es sich um die Epoche der Karo-

linger<sup>1</sup>. Damit wird die Gegenwart entwertet und entwurzelt. Die Verwesungshand der Geschichte, der Historismus, peinigt die Seele. Diese Pein suchen die Meister des Faches zu lindern. Wenn Ranke in der Geschichte ewige Ideen nachweisen möchte, so meint er dadurch dem Totengräberamt des Historikers zu entgehen. Indem Ewiges sich im Geschehen offenbare, sei also doch Lebenspendendes aus den Geschichten zu holen. Das Vergangene sei nicht nur vergangen; es stürze nicht nur in den Abgrund der Zeit. Es spiegle sogenannte »Ideen«.

Dieser antikisierende Trost des »Idealismus« war zu mager, um Erfolg zu haben. Menschenleben sträuben sich denn doch, vor den Triumphwagen menschlichen Denkformen – und die schönsten Ideen sind und bleiben unsere eigenen Gedanken – gespannt zu werden. Die Menschheit kann nicht zwecks Verwirklichung der Erzeugnisse ihres eigenen Geistes die Erlaubnis zu leben haben. So langte die Wissenschaft am Ende des 19. Jahrhunderts nach einem besseren Trost. Ihre immer einförmiger anschwellende alexandrinische Bibliothek aller gewesenen Tatsachen sollte nunmehr geordnet werden mit Hilfe des *Vergleiches*. Durch den Vergleich der verschiedenen Epochen und Kulturen sollte in das ungeheure Trümmerfeld der Geschichte Sinn kommen. Breysig, Lamprecht, die Soziologen, die Nationalökonomien wie Marx, oder Bücher, nehmen Stufen an, durch die jedes Volk notwendig hindurchpassiere. Und indem jetzt alles verglichen wurde, suchte man auch für die Gegenwart nach einem vergleichbaren Zeitalter. Kein anderes fand sich dafür als – die römische Kaiserzeit. Die *fin-de-siècle*-Stimmung kitzelte oder spornte sich – je nach persönlichem Bedürfnis – an diesem Vergleich.

Damit war aber der Anschluß an Gibbon erreicht. Nunmehr mußte es auch zu einer Geschichte des Niederganges und Falles Europas kommen. Gibbon hat seine Zeit durch seine Skepsis,

---

<sup>1</sup> Zusatz von 1963: Daher haben wir nun historische Studien zur »Zeitgeschichte«.

seine reine, liebes- und mitleidsentbundene Schau, entsetzt. Heut entsetzt sich niemand mehr, wenn er zum Schauspiel des eigenen Untergangs geladen wird, obwohl er doch hier nicht wie bei Gibbon nur zuschaut, sondern selber mitspielt und mit beerdigt wird. So durchfressen und durchtränkt ist die Menschheit Europas seitdem vom Skeptizismus. In anderthalb Jahrhunderten war die Leichengräberin der europäischen Geschichtschreibung mit allen Aufgaben durch. Unmittelbar vor der Götterdämmerung des europäischen Bankerotts zwischen 1911 und 1917 ist die Entsprechung zu Gibbon verwirklicht worden.

In diesen sechs Jahren hat ein aus der Mathematik und Philosophie herkommender einsamer Gelehrter, *Oswald Spengler*, mit dämonischer Leidenschaft »den Untergang des Abendlandes« zu schildern unternommen<sup>1</sup>. Nur der erste Band des Werkes liegt bisher vor. Aber bereits im ersten halben Jahr ist er vergriffen worden.

Dieser große äußere Erfolg beruht nicht nur auf unserer inneren Beteiligung am Gegenstande, es ist auch die neue Schreibart, die mächtig wirkt. Bei Spengler finden wir weder Rankesche Ideen noch die üblichen mehr oder minder willkürlichen Vergleiche. Sondern der großen, für einen Historiker nicht zu überbietenden Aufgabe, den Untergang seiner eigenen Welt wissenschaftlich zu erforschen, sucht er durch ein neues Verfahren gerecht zu werden.

Das Gleichnis soll nicht länger willkürlich gebraucht werden dürfen. England mit Karthago, uns mit den Juden, Friedrich des Großen Einfall in Sachsen 1756 mit dem deutschen Einmarsch in Belgien 1914 vergleichen, das ist bisher bloß eine politische Spielerei.

Spengler will bestimmte Vergleiche als die richtigen und notwendigen dartun, für sie das Gesetz erkennen und alles Geschehene mit Hilfe dieses Gesetzes zu fest umrissenen Gestalten ordnen. Solch mächtige Ordnung in der Weltgeschichte kann

---

<sup>1</sup> Der Untergang des Abendlandes. Umriss einer Morphologie der Weltgeschichte. Braumüller, Wien und Leipzig 1918, 633 Seiten.

nicht aus Einzelmenschen und Einzeltatsachen aufgebaut werden. Zur Gestalt der Geschichte wird die Kultur, zur einzigen Wirklichkeit der Geschichte wird die Zeit. So heißt der erste Band seines Werkes »Gestalt und Wirklichkeit«. Er entdeckt zunächst das Geheimnis der Zeit, das seine eigene Lehrmeisterin, die Mathematik, so lange geschändet hat, und das ihm deshalb den größten Eindruck macht: Die Zeiträume sind ja nicht wie die Dinge im Raum fungibel, vertauschbar, daß man mit ihnen hantieren könnte; sondern der Strom der Zeit hat eine unabänderliche Richtung. Wenn die Zeit unabänderliche Richtung hat, so ist die Chronologie, die Zeitrechnung, etwas anderes, als was man bisher gesehen hat. Sie ist die Linie, die eine einheitliche Gestalt, jenseits aller einzelmenschlichen, aller einzelstaatlichen Verkörperung, zu umgrenzen vermag. Ein Ereignis von 1200, ein zweites von 1500, ein drittes von 1800, sie sind nicht als Einzelereignisse kausal miteinander verknüpft wie einzelne Gegenstände im Raum, etwa 1200, 1500, 1800, sondern 1200 bis 1800 sind durch die Richtung der Zeit ein einziges großes Ereignis, sie sind ein einheitliches *Schicksal*, und 1200, 1500, 1800 sind nur untergeordnete Teilerscheinungen des Gesamtphänomens. Dies Gesamtphänomen nennt Spengler Kultur. Alle gewirkten Dinge, Künste, Dichtungen, Institutionen, Sitten, Wissenschaften sind mittels einer Jahrzahl angewachsen an dieser Gesamtgestalt der Kultur. Sie sind alle Symbole dieser Kultur, Verkörperungen ihrer Seele. Alle Lebensäußerungen des Jahres 1600 sind wie Äste, die aus dem Stamm in gleicher Höhe nach allen Richtungen notwendig hervorbrechen. Es hat also wenig Sinn, das Recht des Jahres 1600 auf das Recht des Jahres 1500 zurückzuführen, sondern Recht und Kunst und Musik und Tracht von 1600 haben alle einen gemeinsamen Sinn, Schicksalsstufe der Kultur zu sein, die eben als Gesamtgestalt in das Jahr 1600 eintritt. Mit einem neuen mächtigen Überraschen bricht jede solche Stufe unmittelbar vom Stamm her in die Welt. So wenig ein oberer Ast »aus« dem unteren »entspringt«, trotzdem er mit ihm »zusammenhängt«, so wenig gibt es kausale Verknüpfung

zwischen zusammenhängenden Schicksalsstufen einer Gesamtgestalt. Diese Gesamtgestalt hat eine Morphologie, d. h. ein inneres Gesetz und einen Rhythmus ihres Lebens, die sich anschauen lassen. Und die Grundtatsache dieser Morphologie ist der Tod, die begrenzte Lebensdauer jeder »Kultur« genannten Gestalt. Die Grundtatsache, von der das Buch ausgeht und auf die es hinführt, ist die, daß jede Kultur geboren wird, heranwächst, altert und stirbt wie die einzelnen Menschen auch. Bevor sie geboren wird, ist das von ihr zu ergreifende Menschentum barbarisch, durch ihre Geburt wird es zur »höheren Menschheit«, mit dem Umschlag der Kultur in Zivilisation beginnt das Greisenalter und der Todeskampf. Ist die Kultur tot, so ist die »höhere Menschheit« aus den Völkern wieder herausgestorben; diese leben als Fellachenvölker weiter. Schon Luther hat ähnlich Gottes Geist mit einem Platzregen verglichen, der bald dies, bald jenes Volk betroffen, hernach aber tot auf dem Platz gelassen habe.

Diese Gesamtansicht Spenglers erhält von vornherein eine einseitige Zuspitzung, die das ganze Buch durchzieht und seine Proportionen leider verzerrt. Seine Gesamtansicht hat er nämlich nur in den Untertitel seines Buches gesetzt: »Umriss einer Morphologie der Weltgeschichte«. Darüber aber heißt ja sein Buch: »Der Untergang des Abendlandes«. Eine Teilerscheinung innerhalb der weltgeschichtlichen Morphologie übernimmt also die Führung. Im ganzen Buch ist ohne Ordnung bald von den Gesetzen der Geschichtsgestalten, bald von dem Untergang des Abendlandes die Rede, d. h. das theoretische und das aktuelle Problem werden unausgesetzt verquickt.

Aber in jedem Falle ist hier mit einem Schlage und durch die Kraft eines einzigen, in selbstgewählter Einsamkeit mächtig schaffenden Mannes zwingend Bahn gebrochen worden für eine neue Wissenschaft, die im Rahmen der Geistesdisziplinen, der »lettres« im Gegensatz zu den »sciences«, nicht nur irgendeinen, sondern den beherrschenden, ordnenden, einleitenden, klärenden Standort beansprucht. Vor dieser Morphologie verblassen

die bloßen Quellenwissenschaften der Philologie und Kunstgeschichte. Es verblaßt aber auch die Geschichtsschreibung. Denn die Historie sucht ja Motive, Ursachen, Gründe, sie muß also das Selbstbewußtsein der Menschen oder die Zielstrebigkeit der Materie einseitig betonen. Umgekehrt versinkt auch die dogmatische Wissenschaft unserer juristischen und staatswissenschaftlichen Fakultäten als unbedeutend. Denn sie messen alles Geschehen an menschlichen Satzungen oder an staatlichen Zwecken. Bleibt die Geschichtswissenschaft im Gewirr subjektiver Gründe stecken, so verliert sich die heutige Gesellschaftstheorie an das Objektive gewisser gemeinschaftlicher Absichten und sozialer Ziele, die erreicht werden sollen, oder erreicht worden sind, oder erreicht werden können. Zwischen diesem Dogmatismus der Juristen und dem Historismus schiebt Spengler seine Morphologie des Geisteslebens neu ein, die gleich unbefangen vom Subjektiven wie Objektiven als Skepsis, d. h. als reine Anschauung, alles Geschehen in seiner Symbolik und in seinem Rhythmus gliedert und deutet. An Stelle einer aus dogmatischen Zwecken und historischen Ursachen zusammengeleimten Soziologie – dem Höchsten, zu dem es heute bestenfalls gebracht wird – setzt so Spengler mit der Majestät des Entdeckers eine goethesche Naturwissenschaft des Geisteslebens. Der Mensch schaut in einer gottmächtigen Schau andächtig, was vom Menschengeste geschaffen ist, und er sieht, daß alles sehr gut ist und sein eigenes Gesetz siegreich an der Stirn trägt.

Als Erlösung von den unfruchtbar gewordenen Fach- und Fakultätsproblemen, als Überhöhung des kindlichen Sandbackens unserer bloß addierenden Soziologen durch die beherrschende Plattform einer neuen Wissenschaft stellt Spenglers Werk ein denkwürdiges Ereignis dar. Und so fällt ihm auch die verdurstete Jugend haufenweis zu. Er hat diesen Erfolg verdient bei der nach Geist lechzenden Nachkriegsgeneration. Aber er verspricht uns leibhaftige Gestalt und blutwarme Wirklichkeit. Und er verspricht sie uns als reiner Betrachter, als Skeptiker, Sehen wir, ob er den Widerspruch, der hierin liegt, überwin-

det, und ob sein Geisterreich hieb- und stichfest vor uns hingestellt wird.

## I.

Das theoretische Problem: Was ist eine Kultur? Und welches ist ihr Gesetz? löst Spengler, indem er jeder Kultur etwas mehr als ein Jahrtausend des Lebens einräumt: nämlich der chinesischen, ägyptischen, griechischen, indischen, arabischen und abendländischen. Genauere Zahlen gibt er nur für die letzteren vier. Aber ganz Ernst macht er, der Mathematiker, auch hier mit den Zahlen nicht. Er wird nicht pedantisch. Die Zahlen werden nicht zu einem Prokrustesbett. Diese sechs Kulturen bezeugen für ihn das Leben der »höheren Menschheit«. Er sagt zwar nirgends, was er unter diesem dutzendweise gebrauchten Begriffe der »höheren Menschheit« verstehe. Aber er verlangt von jeder Kultur, daß sie aus einer eigenen Vorstellung vom Tode erwache. Der Tod ist das Problem, an dessen eigenartiger Bezwingung eine Kultur<sup>1</sup> sich kundtut. Er prägt für diese Tatsache den ehren Satz, – einen der wenigen inmitten eines wohl klaren, aber nicht laut lesbaren Stils –: »Mit einer neuen Idee des Todes erwacht jede neue Kultur.« Daraus also dürfen wir wohl folgern, daß er intuitiv hiermit die »höhere Menschheit« einheitlich abgegrenzt hat: Wo der Tod zurückwirkt ins Leben, da beginnt die höhere Menschheit; am Tode erwächst die Seele. Diese Abgrenzung der Kulturmenschheit durch das Todeserlebnis ist seit 1789 nicht mehr gewußt worden; denn der Tod war im 19. Jahrhundert verpönt. Darum ist Spenglers Wiedererkennung der Frucht des Todes eine Tat, die sich übrigens durch den Inhalt des Gilgameschepos eindrucksvoll quellenmäßig belegen läßt.

Jede so aus dem Todeserlebnis einer Menschheitsgruppe gezeugte Kultur hat Frühling, Sommer, Herbst und Winter. In den Sommer fällt eine Reformation, ein Umschwung des Lebensgefühls. Pythagoras, die Hedschra, der Puritanismus be-

zeichnen alle drei in den ihnen zugehörigen Kulturen ein und denselben Vorgang: sie sind mithin gleichzeitig. Es ist also möglich und notwendig, die Kulturen nach solchen Gleichzeitigkeiten zu überblicken. Aber jede Kultur hat ihre eigene Seele, jede Kultur hat ihre eigenen Lebensrätsel, die sie während ihres Lebens gestaltet. Die Skulptur im Herbst des Griechentums entspricht also nicht etwa der Skulptur des Barock, sondern sie hat die gleiche Bedeutung wie die Barockmusik! Der Altar von Pergamon bedeutet die gleiche seelische *décadence* wie die Wagnersche Oper. Das liegt daran, daß der Grieche nach einer punkthaften Verdinglichung des Lebens im Raum strebt (zahllose Statuen, zahllose Städte, jede das ganze Leben klar und eng umgrenzend; Euklids Geometrie darum der scharfe Ausdruck dieser körperhaften Weltbetrachtung), der Abendländer umgekehrt alle Dinge dem unendlichen Raum einzugliedern trachtet, alles hintergründig, perspektivisch, historisch, vertieft anschaut. Der euklidischen Kultur der Griechen steht die faustische Kultur der Abendländer gegenüber. Die arabische Kultur ist demgegenüber etwas drittes, nämlich magisch. Sie reißt jeden einzelnen Augenblick in eine göttliche, ewige, pneumatische Höhe empor.

Die Ausdeutung des Griechentums ist wohl gelungen; z. B. wird sich jeder seiner Erläuterung des griechischen Vierfarben-Freskos mit seinem Mangel der perspektivischen Farben blau und grün, seinem luftlosen Rot und Gelb aus der Seele dieser Kultur freuen; ihm stellt er den Goldgrund als Kennzeichen eines ganz anderen Raumbegriffs in Byzanz und Arabien gegenüber. Und im Rembrandtbraun offenbart sich der abendländische Drang nach der Unendlichkeit des Raumes.

Der farbigen Bemalung pflegen wir meistens nicht zu gedenken, wenn wir uns die antike Kunst vorstellen. Täten wir das, so würden wir uns da abgestoßen fühlen und befremdet, wo uns das Weiß eine Übereinstimmung im Schönheitsempfinden vortäuscht. Beim griechischen Farbenspiel wird der Blick nicht konzentriert. Beim Goldgrund hingegen wird das Auge nach vorn gezwungen, gleichsam vor das Bild. Durch den Hintergrund ist

eine sozusagen gewalttätige Vereinheitlichung der Farben und Linien erzielt. Bei der europäischen Sehweise verliert sich der Blick hinter das Bild; der Blickpunkt eilt über alles Dargestellte weiter. Das Auge erfaßt den einzelnen Gegenstand als Teil der ganzen Welt und liebt darum in ihm die ganze Welt.

Andere Zeiten, andere Farben. Aber auch das ändert sich, was dem Stolz der Vernunft ewig zu sein dünkte: die Zahlen und ihre Wissenschaft: die Mathematik. Der Verstand hat sich ja lange gesträubt, seine eigene Abhängigkeit von der Zeit einzugestehen. Als er sogar für die Philosophie kapitulieren mußte, denn die Philosophie wurde ja zu einer Funktion, einem Ausdruck ihres Zeitalters schon bei Hegel, da warf er sich in die Hochburg der Mathematik. Einer der frömmsten und geistvollsten Männer des 19. Jahrhunderts, Radowitz, hat ihn dort noch unangefochten gelassen. Er schreibt in seinen Fragmenten, die Mathematik sei die einzige Wissenschaft, die nicht des Glaubens bedürfe, die also aus einer schlechthin natürlichen Quelle *neben* der geistigen fließe. Das hieße aber den Dualismus unseres Geistes verewigen. Wir hätten dann in uns Vernunft, die von dem Strom der Zeit gefärbt wird, und »chemisch reine« Vernunft in unversöhntem Nebeneinander. Das merkwürdigste bei dieser Trennung in gläubige und ungläubige Wissenschaft ist aber, daß gerade Katholiken der mathematisch-philosophischen, als der ungläubigen Vernunft die Palme der Wissenschaftlichkeit zusprechen. Das naive Heidentum der Scholastik trägt ein Gelehrter, der sich für einen christlichen Denker hält, und als solcher angesehen wird, wie Hertling, als unumstößliche Wahrheit vor: »Die Wissenschaft strebt nach Erkenntnis der Wahrheit und da die Wahrheit nur eine ist und nur eine sein kann, so gibt es auch von den höchsten Gesichtspunkten aus betrachtet, nur eine und dieselbe Wissenschaft für Katholiken und Andersgläubige, für Juden und Heiden . . . Vollkommen verwirklicht ist dies Ideal in der Mathematik. Von jeher war sie Muster und Vorbild stringenter Beweisführung und unerschütterlicher, dem Wechsel der Meinungen entrückter Gewißheit. Es gibt darum auch keine katholische

Mathematik im Unterschiede von der protestantischen, sondern nur eine für alle gültige und alle gleichmäßig zwingende mathematische Wissenschaft ... Nicht ebenso steht es mit der Wissenschaft von der lebenden Natur.« Diesem aristotelischen Heidentum des Katholiken setzt der Heide Spengler sieghaft seine Lehre vom Vorrang der »lebenden Natur« auch in der Rangordnung der Wissenschaften entgegen. Die aus der Offenbarung und den Wundern der Jahrhunderte wachsende und gewandelte geschichtliche Wahrheit überwältigt auch die angeblich von »Ewigkeit zu Ewigkeit« thronende Mathematik unseres Verstandes! Dieser Heide kann die Kirchenchristen christlich denken lehren.

Spengler zeigt – was öfters, als er meint, bereits geahnt worden ist –, daß auch die Mathematik ein Kind ihrer Zeit ist, daß zwischen Euklids Mathematik und der des Gauß ein Unterschied ist wie zwischen Skopas und Beethoven. Die Zahl hat bei Pythagoras den Wert einer Größe, also einen dinglichen, festbleibenden Wert. Heut ist sie längst in der Mathematik Ausdruck einer bloßen Beziehung, einer Funktion. Durch Festnagelung der Stilverschiedenheit von Mathematiken stabilisiert er die Einheit des Geisteslebens neu; auch die Mathematik wird ein Zweig am einheitlichen Stamme, wird Ausdruck der unteilbaren Seele jeder Kultur.

Wie wenn ein Vorhang zerreißt, so enthüllen sich vor Spenglers Blick tausend Einzelheiten in jeder Kultur als streng gesetzmäßig gerade ihr entsprechend. Zum Beispiel sagt er, der Phalluskult sei nur in der euklidisch-momenthaften Antike denkbar. Denn er verherrliche den ekstatischen, genialen (d. h. den zeugenden) Augenblick ohne jede Beziehung auf Vorher oder Nachher. Und so hat er selbst in den entarteten Äußerungen der abendländischen Kunst keine Spuren hinterlassen. Denn das Abendland hält am Zusammenhang des Lebens fest und kann sich nimmermehr an einzelne Punkte so bis zur Sinnlosigkeit verlieren. Es erwählt aus dem Bereich des Liebeslebens, d. h. der uns von Gott geschenkten göttlichen Genialität, das entgegengesetzteste, aus-

dauerndste Verhalten, um in ihm das Göttliche zu ehren: die Mutterschaft.

»Selber die Kirche, die göttliche, stellt nicht  
Schöneres dar auf dem himmlischen Thron;  
Höheres bildet selber die Kunst nicht, die göttlich geborne,  
Als die Mutter mit ihrem Sohn.«

So werden Phalluskult und Madonnenkult zu Wahrzeichen ihrer Kulturen. Vielleicht würde aber eine sorgfältigere Betrachtung noch lehren, daß der Phalluskult gerade die untergehende, die sterbende Heidenwelt am verzweifeltsten durchwütet hat, daß er das Zeichen dafür war, daß sie sich in eine Sackgasse verrannt hatte. Und außerdem hätte Spengler bedenken sollen, daß sich der Phalluskult bis in unsere Tage in Süditalien erhalten hat. Erst heut läßt das neapolitanische Mädchen von ihren naiven Gebeten. Erst heut sind die Heidengötter von vor zweitausend Jahren an ihrem Ende. Deshalb verkörpert sich das *fin de siècle* mit erschütternder Stärke in dem Gemälde von Otto Greiner »Der Mörser« aus dem Jahre 1900, dem einzigen, ersten und letzten, der christlichen Zeit, das dem Phalluskult sich zu nähern wagt.

Die antike Tragödie kennt nur starr-undurchdringliche Charaktere. Hingegen legen die shakespearischen Helden einen Entwicklungsgang zurück; sie werden, wo jene »sind«.

Die große Vision des Zusammenhanges führt Spengler zu verblüffenden Umsetzungen von Fachausdrücken: er spricht vom Jesuitenstil in der Mathematik, vom Barockstil in der Physik. Der geniale Weininger hat ein solches Verfahren, das sogenannte Korrelativitätsprinzip, längst gefordert.

Weil Spengler Kulturen vor sich sieht, vermag er auch ihre Anfänge scharf herauszuarbeiten. Die schlagenden Uhren und die Glockentürme, die uns die Stunden weisen, hängen mit dem faustischen Zeitgefühl des Abendlandes zusammen. Und wirklich sind sie ums Jahr 1000 entstanden. Mit erstaunlichem Scharfsinn erfaßt Spengler den Wendepunkt, an dem der Sinn für ge-

schichtliche Perspektive durchbricht, in der Abgrenzung der sieben Sakramente um 1100. Er hat mehr als dürftige theologische Kenntnisse. Sonst würde er nicht das lateranische Konzil von 1215 ein halbes Dutzendmal ohne nähere Erläuterung als die dogmatische Festlegung der faustischen Kultur bezeichnen. Denn wie eine Kultur dazu kommt, sich, noch dazu in christlichem Gewande, dogmatisch festzulegen, das ist nicht leicht zu verstehen. Zur Erläuterung des richtigen Kernes läßt sich sagen, daß die sieben Sakramente ja eine biographische Siebenzahl darstellen. Durch sie bekommt gleichsam jede abendländische Seele ihre Biographie; jeder Abendländer macht eine seelische Entwicklung von Sakrament zu Sakrament durch. Das Leben bekommt also Perspektive!

Schon Chamberlain hat in seinen Grundlagen des 19. Jahrhunderts das Erwachen eines neuen Selbstbewußtseins um 1200 nachdrücklich betont. Aber Chamberlain bleibt nur ein Etikettenfabrikant, da wo Spengler mit der genialen Wucht innerer Notwendigkeit seine Anschauung von der zusammenhängenden »faustischen« Welt vor uns hinwirft. Im gotischen Dom und in der Ölmalerei der van Eycks sieht er jahreszeitlich unterschiedene Blüten derselben »mütterlichen Landschaft«. Aber auch die Maria des abendländischen Mittelalters scheint ihm zu der durch sechs Jahrhunderte von ihr getrennten Gretchenfigur der Faustdichtung nähere seelische Beziehungen zu haben als etwa zu einer byzantinischen Maria von 850. Ebenso hält er den Heliand für geistesverwandter als mit dem Tatian oder als mit den Evangelien mit Goethes Faust. Diese Dinge wirft er zwar alle ohne nähere Ausführung hin; indessen irgendeinen richtigen Sinn spüren wir beim Lesen durch.

Aber schon hier, wo er die Epoche von 900–1900 zur Einheit wölbt, tritt er nicht hinter das Jahr 1900 mit seiner eigenen Person, sondern bleibt im 19. Jahrhundert selbst stecken. Um nämlich diese morphologische Einheit zu erfassen, muß er die übliche protestantische Dreiteilung der Geschichte in Altertum, Mittelalter und Neuzeit – wieder wie schon Chamberlain – stürzen.

Sie ist ja mit dem Weltkrieg, dieser Widerlegung des neuzeitlichen Fortschritthochmuts, endgültig sinnlos geworden und kracht daher unter seinen Streichen leicht zusammen. Aber mit merkwürdiger Befangenheit hängt Spengler selbst von dieser Epochengliederung noch mancherorts innerlich ab. Seine eigene Bildung nämlich fängt doch im wesentlichen mit der Renaissance an. Indem er sich von der gewaltsamen Zerreißung des Jahrtausends durch das Jahr 1517 befreit, dringt er doch nicht zu einem neuen Gesamtbild vor, sondern hängt an seiner genauen Kenntnis der Neuzeit und überträgt einfach neuzeitliche Verhältnisse auf das ganze Jahrtausend; z. B. stellt er die Unfähigkeit der griechischen Antike zur Großstaatenbildung, ihre »Polis«-Kultur nicht nur der ägyptischen, sondern auch der abendländischen Kraft zum Weltstaat entgegen. Den ägyptischen Zentralismus aber mit dem hohenstaufischen Kaisertum gleichstellen, als seien beide gleichwertige Symbole der faustischen Sorge um die Zukunft, das kann nur jemand, der von der »Civitas«, der Stadt-Kultur des Mittelalters, und ihrer Unfähigkeit, für den nächsten Tag zu sorgen, der von der Zersplitterung des Lehnstaates nie einen Eindruck empfangen hat. Spengler transponiert naiv die Großmächte der Neuzeit ins Mittelalter, während für das Abendland gerade der Fortgang aus mittelalterlicher Unwirklichkeit in neuzeitliche Überwirklichkeit das Rätsel und das Seelengeheimnis bildet.

Damit nicht genug. Spengler relativiert zwar die Mathematik. Er gibt der Zeit die machtvoll unverkehrbare Richtung. Dennoch bleibt er selbst Mathematiker. Mit naiver Abstraktion läßt er seine vier bis sechs Kulturen im Raum der Zeit unverbunden nebeneinander stehen. Er verdinglicht die sechs Kulturseelen, indem er sie wurzeln läßt in der mütterlichen Landschaft: am Nil, in Hellas, in Arabien, in den welsch-deutschen Niederlanden. Aber sie sind ihm alle reine Jungfrauengeburt: sie haben keinen gemeinsamen Vater. Nicht der menschliche Geist vermählt sich mit der mütterlichen Landschaft, sondern die Seele der Kultur entsteht *aus dem Geist* der mütterlichen Landschaft!

So bleibt sie einsam und allein. Spenglers Buch zersprengt die Zeit in sechs der von ihm selbst so niedrig eingeschätzten, euklidischen, d. h. geometrischen Figuren. Und keine Brücke führt von einer in die andere hinüber. Immer wieder sagt er uns, daß die eine Kultur von der anderen nichts begreife, nichts wissen könne. Auch er selbst, der doch die ägyptische Seele, man darf sagen: als einer der ersten, uns erschütternd nahe bringt, leugnet, daß er sie anders verstehe als aus dem Gehäuse des Abendlands heraus in Form einer bloßen Perspektive, die dem faustischen Drange nach der Unendlichkeit des Abendländers Genüge tun wolle. Es gibt keine Wahrheit. Auch sein Buch ist nur Exponent der abendländischen Seele!

Daß die ganze abendländische Kultur nur so lange lebt, als sie den Glauben hat, wahr zu sein, daß dieser Glaube an die eigene Wahrheit allerdings nicht aus der mütterlichen Landschaft, sondern aus dem Geist des Vaters aller Menschen stammt, das kann ein genialischer Mensch im Sinn des 19. Jahrhunderts, ein Geist wie Spengler nicht einräumen<sup>1</sup>. Er wandelt hier in den Fußstapfen Goethes. Der Dichter, den die Geheimnisse der Muttersprache als Offenbarungen heimsuchen, er darf des Geistes, des Logos, vergessen und Faust, von den Müttern aufsteigend, gleich zur Tat schreiten lassen. Denn daß im Anfang das Wort war, das zwischen den Ursymbolen der Mütter und der menschlichen Tat vermittelnde Geheimnis des Logos, verwirklicht der Dichter unbewußt durch seine Dichtung selbst. Er sagt ja, was er leidet. Er braucht sich darum nicht notwendig zu sehen, sich selbst als den Diener des Logos. Wenn aber zwei das selbe tun, so ist es nicht das selbe. Was bei Goethe tiefbegründet ist, daß der Dichter sein zweites Gesicht zu schauen fürchtet, ist dem Denker verboten, der gerade von der Anschauung Goethes auszugehen behauptet. Spengler dürfte nicht mit Goethe sprechen:

---

<sup>1</sup> In einer Zeile (S. 312) geht er einmal darüber hinaus: Dort nennt er den echten Künstler ein Mittel in den Händen des Schicksals einer Kultur. Aber diese Andeutung Gottes bleibt einzig.

»Name ist Schall und Rauch«, wie er unausgesetzt tut (im Wortlaut: S. 196 und 437).

Die Kultur ist ihm die Fülle menschlicher Schöpfungskraft. So ist ihm auch die Sprache nur der von uns geschaffene, gewillkürte Zauber, mit dem wir Menschen die Dinge beschwören, benennen, begreifen, um sie unschädlich zu machen und überwunden wie gezähmte Schlangen uns zu Füßen zu legen. Wer ein so sang- und klangloses Deutsch, einen so greisen Stil schreibt wie Spengler, und noch ausdrücklich die Sprache zu einem bloßen Machwerk, einer Zauberkraft der Menschen gegen die Welt erniedrigt, der muß wohl alle Organe zur Wahrheit in uns, alle Lebenskraft des Geistes zerstören. Strömten ihm die Worte zu wie Goethe, so würde sein Werk über seine Einsicht hinweg noch unsere Vernunft tränken und speisen können. Nun aber streift er alle Namen, Worte, Benennungen, die über die Zeit und alle Jahrtausende hinweg die Dinge der Welt begreifen, als eine bloße Hülle ab, die nur wie Etiketten die Gestalt der Dinge verkleben. Er vermißt sich, die stummen Urbilder der Kultur, die Urphänomene des Seins in jedem Jahrtausend uns<sup>4</sup> zu zeigen, wie sie Faust bei den Müttern erkennt. Spengler will uns die numina der Dinge ohne die nomina zeigen. Die Namen, leere Hülsen oder armseliger Namenszauber, in den unsere Schwachheit sich aus Weltangst flüchte, werden von ihm mit einer luziferischen Geste zu Boden gefegt. Ihn, den Übermenschen, binden sie nicht. Er schaut hinter die Sprache, hinter das Wort; er sieht das unverschleierte Bild zu Sais. Schauderhaft wie ein Schnürboden ohne das leibhaftige Bühnenbild, für das doch der Schnürboden da ist, sieht seine »Kultur« aus. Das, was sie einbettet in den Strom der Zeit, was sie durchpulst als Träger des gläubigen Geistes, das leugnet er mit einer eisig-hochmütigen-müden Geste: »Name ist Schall und Rauch«. Der Übergang aus einer Kultur in die andere ist ihm, dem Luzifier, der nur aus der mütterlichen Landschaft seinen Geist zu eigenem Recht empfangen haben will, kein Problem. Lieber will er sich und sein Werk mit in den Tod des Abendlandes hineinlie-

fern, mit der Mutter sterben, ehe er seinem Werk eine überzeitliche Abhängigkeit vom Logos einräumte.

Spenglers Buch ist 1910 begonnen, 1917 abgeschlossen. Es ist das rechte Gegenstück zu Mauthners Kritik der Sprache. Aber während dieser warmherzige Genius mit der Pest, die sein Zeitalter heimsucht, der Skepsis, auf Tod und Leben ringt, während Mauthner aus Liebe zu den Menschen der Sprache, die sich zwischen sie stelle, zu Leibe geht, ist Spengler sein kaltherziges Komplement, die andere Hälfte des Vorkriegsgeistes, jene, die auf ihre Skepsis stolz ist. Spengler selbst betrachtet sich, da er ja die Worte als Träger der Wahrheit von Mensch zu Mensch verachtet, als den Anfänger und Vollender des Skeptizismus. Aus dem Kulturbereich des Abendlands führt kein Weg ins Freie der gültigen Wahrheit. Aber wie Mauthner kann er beanspruchen, als eine notwendige Figur in der Selbstzerstörung des europäischen Geistes gewürdigt zu werden. Spenglers Buch ist nicht an der Oberfläche der Zeit entstanden. Es entspringt als eine notwendige Tat dem tiefsten Schoße des Zeitalters. Diese mathematische Skepsis mußte einmal Gestalt gewinnen.

Ein kleines Beispiel stehe am Anfange, um die Verachtung dieses Mathematikers für das Wort zu illustrieren. Es spricht bedrucker als die großen Fehler, die wir hernach namhaft machen werden.

An zwei Stellen (S. 268 und Seite 345) braucht er als Symbol die Großstadtlyrik »bei Verlaine, Baudelaire und X«. Zu X wird von ihm beidemal die gelehrte Anmerkung gemacht: »<sup>1</sup> noch ungedruckt«. Der Leser erhält hier das Wesen ohne den Namen. Ein X wird ihm als etwas Wirkliches vorgesetzt. Die Erklärung der Ungedrucktheit scheint Spengler auszureichen, um das X zu begründen. Er glaubt noch – er sagt es zweimal, beidemal mit der Anmerkung unten am Seitenrand! – irgend etwas durch das X seinem Leser zu sagen. Er merkt nicht, daß der Name zwischen Menschen, die zeitlich und räumlich auseinander sind, die einzige und erste Möglichkeit der Verbindung wäre. Er zitiert uns den X, die Chiffre, statt des Trägers alles geistigen Lebens,

des Worts! Die beiden Stellen sind die Schlüssel zu allen Sonderbarkeiten des Spenglerschen Weltbildes. Denn nur ein Chiffrenmensch, ein Kabbalist wie er, kann das, was sich einzig in Worten lebendig erhält, das Gedächtnis und das Selbstbewußtsein der Menschheit, so leichthin abtun wie Spengler. Er setzt sechs getrennte Kulturen. Also werden alle Verbindungs-fäden zwischen ihnen für Täuschung erklärt. Er selbst gestattet sich, nach Kilojahren zu rechnen. Aber daß die geistige Menschheit heute bereits selber seit 1919 Jahren eine eigene Zeitzählung anwendet, daß es eine christliche Zeitrechnung seit dem Jahre 0 gibt, das stört seine Kreise.

Wären die Kulturen bloß stumm und ohne Selbstbewußtsein, so würde Spengler ihnen nachträglich seine Kilojahrzählung aufheften können. Aber über das zehnte nachchristliche Jahrhundert, über die Wende also von seiner »arabischen« zu seiner abendländischen Epoche, wird von Morgenländern und Abendländern hemmungslos hinweggezählt von 1 bis 1919. Diese offenbare Einheit zweier Kulturen bedarf dringend der Unschädlichmachung. Spengler hilft sich, indem er dem Leser immer wieder einschärft, daß die gleichlautenden Namen innerhalb beider Jahrtausende nichts zu sagen haben; »daß unter dem Namen und der äußeren Form des Christentums auf westeuropäischem Boden eine neue Religion entstanden ist« (S. 440). Das Christentum der Kirchenväter und das der Kreuzzüge heißen ihm »zwei verschiedene Religionen unter derselben dogmatisch-kultischen Gewandung« (S. 518, Anm. 1). Der Glaube an den historischen Jesus von Nazareth ist ihm natürlich störend. Denn so ragte ja ein und derselbe Mensch durch die Zeiten verschiedener Kulturen. Er wird also zum bloßen Christus. »In der Christusgestalt der Evangelien sehen wir den Heros der früh-arabischen Epik neben Achilleus, Siegfried und Parzeval.« »In dem welthistorischen Worte: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist, das dem Christus der Evangelien in den Mund gelegt ist, treten antikes und arabisches Gottesbewußtsein mit vollster Schärfe . . . einander gegenüber« (S.

599). Inhaltlich ist dieser Satz ja unbegreiflich falsch. Denn die beiden Schwerter, die »der Christus der Evangelien« trennt, werden gerade von dem »arabischen Gottbewußtsein«, von den Kalifen sowohl wie von den Byzantinern wieder vermengt, und nur das Abendland hält den weltlichen Fürsten durch das erste Jahrtausend von der Glaubenskanzel fern! Aber der verkehrte Inhalt fließt hier mit Notwendigkeit aus dem falschen Formungsprinzip Spenglers. Wer mit stereometrischen Kulturkästchen operiert, muß zu Sätzen kommen, die gegenüber der Wende, der Brücke und dem Eckstein aller Zeitalter, Christus, komisch wirken. Aber muß er auch das Fortwirken Ägyptens in die römische Kaiserzeit hinein, ja das Problem aller Renaissance und Rezeptionen notwendig übersehen, ganz gelingt es ihm natürlich nicht, die Richtung, die unabänderliche Bestimmung der Zeit aus seinen Kulturen zu entfernen, auch da, wo sie aus einer in die andere übergreift. Sein stiller, aber tiefer Antisemitismus bringt es zwar fertig, den Spinoza, den typischen Vertreter des naturwissenschaftlichen Klassizismus des 17. Jahrhunderts, mit seiner Ethik *more geometrico* als einen Ableger der arabischen Kultur des ersten Jahrtausends uns vorzustellen (S. 434 f.)<sup>1</sup>. Da ist denn plötzlich von keiner mütterlichen Landschaft die Rede. Dabei fehlte in der Rezeptionsreihe von Bacon bis Hegel ein notwendiges Glied, das man geradezu erfinden müßte, wäre zwischen der syllogistischen Form des Descartes und der algebraischen des Leibniz nicht jener geometrische Formungsversuch des Spinoza vorhanden. Denn seit 1600 versucht es der philosophierende Geist mit allen mathematischen Handwerkszeugen nacheinander in genau gesetzmäßiger Reihenfolge, um so aus eigener Kraft, aus dem vergötterten Intellekt heraus scheinbar etwas der Offenbarung Gleichwertiges produzieren zu können.

Aber nicht nur daß Spinoza zum Araber wird. Das tausendjährige Ringen des germanischen Geistes mit der Antike erscheint

---

<sup>1</sup> Etwas ähnlich Konfuses über Paulus (S. 524). Christushaß macht dumm.

als etwas Überflüssiges und Bedauerliches. Kant denkt z. B. in »unverzeihlicher« Weise antik! (S. 99, 243.) Die Poetik des Aristoteles wird das für unsere Dichtung »verhängnisvollste« Buch (S. 450). Walhall wird durch das Christentum »verhindert«, wirklich ebenbürtig wie der Olymp sich zu entfalten (S. 590). Noch bedenklicher sind die Stellen, wo er das Griechische als die »populäre« Vorstufe der abendländischen bezeichnet, die noch heut den gemeinen Mann beherrsche. Er rührt damit an den sehr tiefen Gedanken, daß wir alle, in irgend einer Weise jeder einzelne, durch die antike Kulturstufe hindurchleben, also an ein biogenetisches Grundgesetz für den menschlichen Geist. Aber wie wird das nun bei ihm karikiert! Einerseits ist die abendländische Seele der diametrale Gegensatz zur antiken, andererseits ist die antike im Widerspruch zu seinen Thesen noch heut, sogar in der Masse der Menschen, lebendig (S. 243, 450, 346 f., 109, 125 f.). Aber wenn sie lebendig ist, so müßte doch ein verbindender Kanal sie in die neue Kultur hinübergeleitet haben. Er erklärt es für das Kennzeichen der faustischen Kultur, esoterisch, aristokratisch, unpopulär zu sein. Homer, Plato, Euripides, Phidias seien absolut populär; alles Wertvolle des abendländischen Menschentums sei der Masse unzugänglich. Schiller sei die einzige Ausnahme (S. 467). Hier demaskiert sich der Geist zweiten Ranges, der sich nur dadurch in die Gemeinschaft der Ersten hineinheben kann, daß er allein – die höchste Mathematik von heut sei kaum einigen Dutzend Menschen zugänglich, wird uns immer wieder eingeschärft! – ihr Wesen mitgenießt. Plato und Pindar heißen »populär«; Goethe und Beethoven sind es nicht. Die antiken Sklaven sind geistesnäher als Arbeiter und Bauern von heute; alles nach Spengler. – Die zum Zusammenbruch führende Spaltung des Geistes in die »zwei Völker« der »Gebildeten« und der »Ungebildeten« hat tieferen Sinn und unwälzendere Wirkung, als er überblickt.

## II.

Um diese Spaltung der Volksnatur als das Schwert zu begreifen, das durch das Herz des letzten Jahrtausends geht, dazu müßte Spengler dem Zwiespalt seiner Meister Goethe und Nietzsche selbst unterliegen. Denn diese haben jene »Morphologie der Weltgeschichte«, jenes Lesen im Buche des Lebens, von dem Spengler zehrt, nur empfangen, weil sie zwischen täglicher Lebensgestaltung und ewiger, nicht zeitgemäßer, Wahrheit sich zerrissen. Goethes Schaffensdrang und Nietzsches Lebenshunger sind Offenbarungen, vor denen alle ihre Werke, Dichtungen, Erkenntnisse verblassen. Spengler aber, der nur zeitgemäß sein will, greift ihre Urteile und Denkformen auf und »macht« aus ihnen zunftmäßig betreibbare Wissenschaft. Der liebende Goethe, der trunkene Nietzsche, sie würden ihm sein Ausschalten ihrer eigenen »Leidenschaft«, ihres eignen »Willens zur Macht« ärgerlich verweisen. Denn ohne diese Gegengewichte eines täglichen Sterbens werden ihre Lebensäußerungen zu Anmaßungen des üblichen durch sie bekämpften Schreibtischdenkers. Spenglers eigenes Buch ist in der Tat noch antik, »euklidisch« geschrieben. Es formuliert, behauptet, stellt fest, aber auf S. 50 sind Autor und Leser ebenso klug wie auf S. 600! Dies »Auf-der-Stelle-Treten« wird wesentlich durch das hervorgerufen, was wir schon eingangs neben die theoretische Seite des Buches stellten als das Aktuelle, das jene immer durchkreuzt. Während nämlich die Morphologie der Weltgeschichte vor uns nicht *entwickelt* wird, wird der Untergang des Abendlands mit sichtlicher Liebe und gegen Ende des Buches dramatisch gesteigert herausgearbeitet. Das Interesse für das neunzehnte Jahrhundert überwiegt auch sonst derartig, daß er es oft einfach als Inbegriff der faustischen Kultur mit Antike usw. konfrontiert. Er tut das, obwohl ja dies neunzehnte Jahrhundert laut Sp. bloße Zivilisation, also Greisenalter ist. Aber das Interesse am Aktuellen reißt ihn begreiflicher Weise fort: Der Untergang des Abendlands ist für ihn eben nicht ein Geschehen, sondern eine Prophezeiung.

Um dem gerecht zu werden, müssen wir uns klar machen, daß seine Konzeption vor dem Kriege erfolgt ist, und der Abschluß 1917 vor dem Eingreifen Amerikas. Diese seine zeitliche Einstellung veranlaßt ihn, die Prognose für die abendländische Untergangsperiode vorweg auf die Zeit bis 2200 festzusetzen. Spielerisch und mit optimistischem Vorzeichen hat schon H. St. Chamberlain von 2400 gesprochen. Hier wird der Blick in die Zukunft aber zum blutgesättigten Erlebnis. Das Einsetzen der Zukunftszahlen 1900–2000, 2200 in seine Tabelle ist der Höhepunkt des Flugs, den dieser Luzifer wagt. Vorherbestimmung der Zukunft durch wissenschaftliche Zeitrechnung, das ist's, was er mit Hilfe der Morphologie zu leisten sich getraut. Nachfühlen kann wohl jeder geistig lebendige Mensch die ungeheure Versuchung, die hier vorlag. Uns faßt keine Überhebung, sondern Trauer, wenn wir sehen, daß Spengler ihr widerstandslos – ein Großstadtmensch des 20. Jahrhunderts, der er ist – nachgegeben hat. »Wir kennen unsere Geschichte. Wir werden mit Bewußtsein sterben und alle Stadien der eigenen Auflösung mit dem Scharfblick des erfahrenen Arztes verfolgen« (S. 632). Seine eigene Tat ist ihm darum die Wiederholung des antiken Skeptizismus; er will das Gesetz der Geschichte betrachtend erfassen. Es geschieht ja jedem, wie er glaubt. Der wissenschaftliche Prophet wie Spengler schaltet sich selbst aus dem Weltzusammenhang aus. Denn er will ja nur Recht haben. Sein Logos soll bloßer Logos bleiben, soll nicht zum Eros werden. Sein Logos denkt den Untergang des Abendlands am Abend des Lebenstages, nicht um das ewige Leben hinauszuretten aus der Unvermeidlichkeit des zeitlichen Todes, sondern um mitzusterben. Aber nicht deshalb beginnt die Eule der Minerva in der Dämmerung ihren Flug, um mit dem Tag zu enden, sondern um durch die Nacht hindurch das unsterbliche Teil des untergegangenen Tages zu retten. Spengler würde leugnen, daß der Logos jedem Sprecher Verantwortung aufbürdet für *alle*, an die sein Sprechen gelangen kann. Er spricht eben nicht wie die ganz tiefen Geister aus dem Drang zu jener Wahrheit, die über alle Zeiten

ragt. Ihm genügt es, zu den klugen und gebildeten Geistern des Abendlands zu sprechen: wir werden geistig sterben, binnen dreihundert Jahren sind wir tot. Daß, wer so spricht, bereits irgendwie geistig heraus sein müßte aus dem Verhängnis, irgendwie den Tod und die Vergänglichkeit überwunden habe, das würde er gleichmütig leugnen. Aber empfindlicher muß ihm eine Folge seiner Lieblosigkeit sein: ihn selbst bringt diese große Skeptikergeste um die beste Frucht seiner Ahnungen. Sein Durst nach Aktualität hat ihn um die wichtigste und klarste Folgerung aus seiner Morphologie geprellt. Er schlägt nämlich um die einzelne Kultur den Reif eines Jahrtausends. Innerhalb dieses Jahrtausends werden alle fremden Rezeptionen und Renaissanceen geflissentlich in ihrer Tragweite herabgedrückt. Der Klassizismus von 1500–1800 ist ihm daher so lästig, daß er das Wort *Europa* aus seinem Buch verbannt. In einer großen Anmerkung (S. 21<sup>1</sup>) rechnet er mit ihm als einer Sinnlosigkeit ab. Es sei ein verhängnisvoller Schnitzer gewesen, diesen rein geographischen Begriff Europa, der aus den Landkarten stamme, mit seiner Grenzziehung am Uralgebirge, auf kulturelle Verhältnisse zu übertragen. Der Redeweise, Europa in das Altertum der Griechen und Römer zu projizieren oder von einer europäischen Kultureinheit statt von einer abendländischen zu sprechen, »entspreche nichts Wirkliches«.

Hier scheidet also Spengler plötzlich die geographische Wissenschaft aus den Symbolen einer Kultur aus! Wenn er aber von einem Barockstil in der Physik spricht, so muß er auch von einem Renaissancestil in der Geographie reden lassen; auch die Geographie ist Symbol der abendländischen Seele. Und wenn seit 1500 Europa, seit 1600 das *Theatrum Europaeum*, seit 1648 das Gleichgewicht Europas, seit 1750 die europäische Zivilisation, seit 1815 die europäische Kultur allgemeinen Kurs haben, so ist das ein Symbol, das man nicht dadurch erledigt, daß man, wie Spengler tut, das Wort Europa aus seinen 600 Seiten (mit Ausnahme eben jener Anmerkung und einer Stelle S. 499) ausmerzt! Europa ist eben keine Projektion der Neuzeit in die Ver-

gangenheit, sondern ein Hereinreißen des Altertums in die Gegenwart, ein wesentliches Stück in dem Prozeß, den Spengler beharrlich verleugnen möchte: Der Rezeption der Antike durch das Abendland von 1100 bis 1900! Das Auftauchen des Stichworts Europa wird erst möglich nach dem Untergang des christlichen Morgenlands, also nach dem Fall von Byzanz, und es bezeichnet die Bruchstelle, wo das heidnische Lebensideal der Renaissance sich von dem christlichen namentlich lossagt.

Europa, das ist eben der Geist der »mütterlichen Landschaft«, dem Spengler sich verbunden weiß. Mit dem Auftreten der griechischen Heroenmutter Europa an Stelle der historischen Menschensohnmutter Maria ist zugleich die Saat gestreut, aus der als letzte Frucht heut das Spenglersche Buch erwachsen ist, das moderne Heidentum, die »Neuzeit«. Abendland und Europa bilden also einen großen Gegensatz. Das Abendland trägt den Glauben noch als gestaltende Kraft in sich. Auf Europa wird er nur künstlich als »Religion« aufgeklebt. Das ist die Schwäche des Novalis, daß er der Christenheit von Europa statt vom Abendland sprechen muß<sup>1</sup>; das ist die Achillesferse der heiligen Allianz, daß sie nicht das Abendland, sondern den russischen Zaren, also einen bloß *europäischen* Potentaten, zum Bürgen nimmt. Das ist der tiefe Grund, weshalb Nietzsche sich zugleich als echten Slaven und als den guten Europäer, nämlich den letzten, beileibe aber nicht als Abendländer zu bezeichnen gedrungen fühlt. Hätte Spengler, dieser Nachzügler der guten Europäer, den Umschlag des christlich-gnadengläubigen »Abendland« in das heidnisch-selbstgläubige »Europa« zu würdigen die innere Freiheit aufgebracht, so hätte sich ihm seine Morphologie mit einem Schlage geklärt. So aber nennt er das zweite Jahrtausend nach Christi Geburt das abendländische a priori, d. h. von seiner vorderen Hälfte her, um bei dem ersten Jahrtausend in den entgegengesetzten Fehler zu verfallen. Dies nennt er nämlich, wie schon erwähnt, das arabische; das Pantheon in Rom muß des-

<sup>1</sup> Vgl. dazu im vierten Teil A das zweite Stück des »Tons der zweiten Stimme«. Es bricht mit beiden, Novalis und Spengler, schon 1918.

halb die erste Moschee heißen; Paulus ein früh-arabischer Mensch! Dies Jahrtausend wird also a posteriori benannt von seiner zweiten Hälfte. Hätte er die Symbolik der Worte und der Geographie respektiert, so hätte er leicht die großen Figuren des Morgenlandes und des Abendlandes in ihrer Parallelität erkannt.

Von hier aus wäre ihm weiterhin auch die Antike in der gleichen geographischen Wanderform aufgegangen. Wie nämlich das Abendland Dantes sich vergrößert um Rußland zu »Europa« und dann – beim jetzigen Weltkriegs-Zusammenbruch dieses unorganischen Europa – das abendländische Leben sich zunächst in Amerika fristen wird, wie das Morgenland sich vergrößert durch die islamitischen Gebiete und – nach dem Zusammenbruch dieses Gemengsels von Byzanz und Bagdad – die morgenländische Kultur sich in Spanien und Marokko fristet, so wird das Leben der Danaer, bei denen Homer singt, an den Rändern des ägäischen Meeres, d. h. in Jonien und Griechenland, vergrößert zum Umfang von Hellas und des Hellenismus und rettet sich aus dem Zusammenbruch dieses anorganischen Hellenismus nach Rom.\*

Danaer 1100–500	Morgenland Antonius bis Monophysiten im Orient	Abendland 900 bis 1453
Hellas 500–336	Monophysiten bis 622	Europa ohne Rußland 1453–1701
Hellenismus + Mithridates	Byzanz + Islam	Europa mit Rußland
Rom Cäsar	Spanien, Abderrahman el Nasir von Kordoba	Amerika Wilson
Morgenland	Abendland	Slaven

Soviel erzählt die Namenwahl der Geographie dem, der ehrfürchtig nach Symbolen Ausschau hält<sup>1</sup>. Es ist eine tiefe Lehre, die aus den drei Schicksalen heraufsteigt: Die Beschränktheit der

<sup>1</sup> Weiteres in »Europäische Revolutionen«, 3. Aufl. 1961.

mütterlichen Landschaft bereitet diesen Kulturen ihren Untergang, weil und sobald sie auf neue Gebiete überzugreifen genötigt sind. Im Geist der »mütterlichen Landschaft«, darin, daß diese Kulturen von einer irdischen Mutter stammen, liegt ihre Endlichkeit begründet. Soweit das Morgenland Land des Morgens, soweit das Abendland Land des Abends ist, soweit muß seine Kultur allerdings eines Tages sterben. Nichts Erdgeborenes lebt ewig. Hat sich im mütterlichen Bereich die Kultur entfaltet, so bricht sie hernach wie eine reife Schote auseinander, und sie ergießt sich: im Alexanderzug, im heiligen Krieg der Araber, in den Entdeckungen und der Europäisierung Rußlands, als tausendfache Aussaat über neue Gebiete. Eben das bereitet ihr den Untergang. Denn das Neuland ist zuerst die Karikatur der echten Kultur, um hernach haßerfüllt über sie Gericht zu halten. Syrien, Pergamon, Ägypten, Alexandria erschlagen das alte Hellas, Mesopotamien und Persien erschlagen das Morgenland, Rußland vernichtet das Abendland, weil das Abendland, nun Europa geworden, für den Zarismus mitverantwortlich gemacht wird. Vor dem Blick des Amerikaners verschwammen drüben in der alten Welt das europäische »Kaiserthum« und der Zarismus Rußlands in eines. Und waren die Hohenzollern nicht oft genug in der gleichen Gefahr? Aber auch die inneren Grenzen dieser Rettungen in den Westen hinüber sind immer die gleichen: Wenn heut der bolschewistische Volksaufklärer Lunatscharsky seinem Volke Schiller vorspielen läßt, so darf das verglichen werden jenen Versen aus der griechischen Tragödie, die nach der Römerschmach von Carrhae vor dem Partherkönig ertönen, oder mit der Ehe Ottos des Sachsen mit Theophanu von Byzanz. Lunatscharsky zeigt dem Weltsieger Wilson, der Partherkönig dem Cäsar, Otto dem Abderrahman die Beschränktheit seines vermeintlichen Kulturuniversums; und so deuten sie auf das Kommende.

An der Verwandtschaft dieser drei Schicksale kann also der heutige Europäer erkennen, daß er auf die Ewigkeit der eingeborenen Erdteilkultur nicht länger zählen kann. Weder das mittel-

alterliche, noch das neuzeitliche Leben, soweit sie geographisch, das heißt erdeingeschrieben sind, weder Katholizismus, soweit er eine bloß abendländische Größe ist nach Art der Kathedrale von Reims, noch Protestantismus, soweit er nur eine europäische Größe ist nach Art von Goethes Faust, können dauern, auch wenn sie sich wie einst Hellas nach Rom, der Orient nach Spanien, heut nach Amerika vorläufig hinüberretten mögen.

Spengler läßt sich auch im einzelnen wichtige Einsichten entgehen, weil er als Heide, als Verächter des Worts, den Umschlag aus der Qualität in die Quantität, aus Rechtgläubigkeit in Ketzerei, nur mit den namenlos-numinosen echt-idealistischen Schlagworten Kultur und Zivilisation zu benennen vermag. Ferner konnte er 1917 noch nicht sehen – und deshalb auch nicht prophezeien – daß, wie er die Leichtigkeit von Roms Sieg über die zerrüttete Antike fein hervorhebt, ähnlich mühelos heut von Amerika mit wenigen Legionen, mit 69 000 Toten gegen 12 000 000 tote Europäer, die Weltherrschaft errungen werden würde.

Weil Spengler von der unsichtbaren Seele der Menschenmutter sich zur körperlichen Erdmutter, zur mütterlichen Landschaft, flüchtet und ihr die Seele der Kultur verschreibt, deshalb verliert er die »wissenschaftliche Voraussetzungslosigkeit«, um in dem Verschieben der irdischen Grundlagen jeder einzelnen Kultur innerhalb ihres eignen Jahrtausends das Gesetz der Wanderung, der Mission zu erkennen. Ohne Voraussetzung gibt es eben kein Wissen. Um wenigstens von der bewußten Voraussetzung, dem Dogma, freizubleiben, hat sich Spengler sein Dogma von der Mutter Erde gezimmert, das immer dann versagt, wenn die Erschließung der Erde selbst statt Voraussetzung Ergebnis der Geschichte wird! Gegenüber dem »voraussetzungslosen« Idealismus ist freilich schon seine Voraussetzung ein mächtiger Fortschritt; aber ans Ziel kann ihn sein privates Dogma, daß Gää die Schöpferin Himmels und der Erden sei, freilich nicht tragen.

## III.

Friedrich der Große soll einmal im Scherz einen Pfarrer gefragt haben: es gäbe doch eigentlich keinen unwiderleglichen Beweis für das Christentum. Da habe der Pfarrer schlagfertig erwidert: O doch, Majestät, die Juden! Die Durchwachsenheit der Menschheit mit einheitlicher Sendung und einheitlichem Geiste, die ins Bewußtsein gehobene Einheit des Menschengeschlechts, sie verkörpert sich in nichts anderem als in den beiden unbegreiflichen Mächten des jüdischen Volkes und der christlichen Kirche. Es gibt nichts Schlechtes und nichts Gutes, das man nicht beiden nachsagen könnte und nachgesagt hätte. Der Nationalismus und Paganismus des 19. Jahrhunderts hat sowohl das Volk Judas wie die Kirche zu zerstören gehofft. Alles, was irdisch an beiden ist, hat er zerstört und wird er zerstören. Der Untergang des Abendlandes ist unvermeidlich geworden. Die »dem Geist der mütterlichen Landschaft« Europa assimilierten Juden und die ihm assimilierten Kirchen werden beide jetzt aussterben und zugrunde gehen mitsamt der nationalen Kultur, die sie verführt und aus dem großen Zusammenhang des Menschengeschlechts herausgelöst hat. Spenglers »Untergang des Abendlandes« ignoriert beides: die Kirche und die Synagoge, die christliche Ära und den ewigen Juden. Welk wie die Seele des Abendlandes wirkt sein Buch darum trotz aller Intuition.

Denn weil Judentum und Kirche die beiden einzigen unsterblichen Figuren der Weltgeschichte darstellen, so können auch nur sie die beiden Zeitrechnungen hergeben, die imstande wären, jene Umriss einer Morphologie der Weltgeschichte zu offenbaren, die Spengler, der sie beide verleugnet, schattenhaft zu haschen sucht. Die christliche Ära zählt von dem Jahre der geschichtlichen Erscheinung des ewigen Lebens an, als sich dem menschlichen Bewußtsein jener unendliche Zeitraum öffnet, in den Spengler heut seine sechs Kulturkästchen hineinstellen kann, jener Zeitraum, der den Goldgrund der morgenländischen Ewigkeitshöhe und das Rembrandtbraun abendländischer

Unendlichkeit beide hervorbringt. Der Gegensatz gegen diese Zeitrechnung von der Fleischwerdung des Worts treibt die Juden zu ihrer Ära von der Erschaffung der Welt. Die christliche zählt vom Tage her, da der Mensch vom Baum des ewigen Lebens essen durfte, also von dem Augenblick her mitten inne in der Schöpfungsgeschichte, in dem der Himmel die Erde küßt. Die Juden behaupten demgegenüber eifersüchtig die Ewigkeit und Einheit der Weltschöpfung und zählen von dem Tage, da der Mensch die Frucht vom Baum der Erkenntnis gebrochen hatte. An jenem Tage aber ist der Tod erschaffen worden, das heißt eben jene Eingangspforte zu Spenglers Lieblingsbegriff der »höheren Menschheit«, die aus dem Todeserlebnis entstehe. Deshalb umfaßt die Zeit von der Weltschöpfung eben jene 6000 Jahre, die auch Spengler dieser höheren Menschheit einräumt. Weil Spengler die euklidisch-antike Körperhaftigkeit sechs einzelner Kulturen an die Stelle der von Christus offenbarten ewig-unermesslichen Wiedergeburt des geschichtlichen Lebens und das namenlose numen der »höheren Menschheit« an die Stelle der Erschaffung des Menschen und seines Sündenfalls hebt, deshalb wird er nur zum blinden unbewußten Sklaven beider Offenbarungen, des alten und des neuen Bundes. Welch Versteckspiel, weder der christlichen noch der jüdischen Zeitrechnung ins Gesicht zu sehen in einem Werk, das erklärt, die Zeitrechnung zu entdecken! Aber der Fenriswolf des innerchristlichen Heidentums mag noch so hochmütig in seinen Ketten knirschen, er bleibt unter die unzerstörbaren Quadern der göttlichen Ewigkeitsburg gebannt.

So steht Spengler vor uns als die Figur des dem Wort und seiner Erstgeburt Jesus trotzensen Geistes, der nicht ewig leben, sondern mit seiner Heimatseele zusammen sterben will. Zwischen ihm und dem Unsterblichkeitshoffenden sind darum alle Brücken der Sprache in Wahrheit schon abgebrochen. Sein Werk enthüllt, wie tief die Krankheit des europäischen Geistes bereits gefressen hat, daß er seiner Erneuerung aus ewigen Quellen stolz ausweicht. Spengler *will* nicht leben. Das ist das Grausige einer

solchen Erscheinung, daß die Seele hier alle ihre Geheimkräfte aufbietet, um – zu sterben. Denn dies ist ein Widerspruch in sich selbst. Seele und Unsterblichkeit sind ja nur zwei Namen für dieselbe Sache, dasselbe Ereignis an unserer irdischen Existenz. Eine Seele, die ihre Unsterblichkeit bewußt preisgibt, begeht Selbstmord. Die abendländische Seele badet sich noch einmal in allen ihren faustischen »Impressionen« und – zerstört sich lächelnd selbst. Mit dem Spenglerschen Buche ist die Seele des Abendlandes bereits ermordet. Noch erzählt er uns von ihren Wahrheitsträumen, ihrer faustischen Sehnsucht. Aber das gute Gewissen der abendländischen Kultur ist durch ihn ein für allemal zerstört. Er selbst schreibt den tiefen Satz: »Der Zweifel an Gott ist das Verhängnis des Menschen, in dem ein tiefer Verstand über eine tiefe Seele siegt« (S. 198). Aber diesen Satz zwingt er als unabweisliches Schicksal allen auf, die fürderhin naiv an dem Kulturbau des »Abendlandes« mitarbeiten wollen. Alle, alle unterstehen diesem Satz im Jahrhundert der Zivilisation, im Zeitalter, wo man die Religion zu einer unter fünf- undzwanzig anderen Kulturäußerungen neben Kunst, Wissenschaft, Hygiene, Sport und Politik zu »machen« gewußt hat. Traurig ist die Spenglersche Pose des stolzen Selbstmörders, trauriger aber doch die Wirklichkeit von vor dem Kriege und aus dem Kriege, die ihm seinen Urteilspruch diktiert hat.

Nein, so wenig wir die Spenglersche Wissenschaft als Wahrheit anerkannt haben, so entschieden müssen wir nun auch die wissenschaftliche Kultur der Gegenwart für unwahr und todeswürdig ansprechen. Wir haben es jedem Leser leicht gemacht, sich der Spenglerschen Thesen zu erwehren. Aber damit haben wir nicht sagen wollen, daß der heutige Gebildete oder die heutige Wissenschaft wahrhaftiger und lebenswürdiger seien als diese geniale Abrechnung über beide. Im Gegenteil! Zu Spengler darf wohl der durch ihn vom Idealismus befreite Leser sprechen: »Erfüllst du deine Geniuspflcht, frag ich nach deinem Glauben nicht«. Wenn man dagegen die Erzeugnisse der Wissenschaft während des Krieges mustert, wenn man geduldig

sucht nach lebendigem Glauben in der Sprache des Wissens, so packt einem hoffnungslose Verzweiflung. Kein Fach hat mehr die Kraft, zwischen faul und frisch, tot und lebendig, gut und böse, wertvoll und wertlos an seinen Gegenständen zu unterscheiden. Alles, was ihnen vor die Augen kommt, wird gleichmütig erforscht; Mißgeburt oder Edelwuchs, das wissen sie nicht zu sagen. Alles ist Zufall, alles Scherbe, alles Stoff, zu dem sie ihr »Vielleicht« blinzeln. Die Staatsrechtslehrer ersticken in ihrem Positivismus des Staatsapparates. Kein einziger glaubt an leibhaftiges Leben des Geistes. Keiner würdigt die Mitschuld der Jurisprudenz am Kriege. Die Historiker erörtern wohl die Phänomene der europäischen Revolutionen. Keiner ahnt den eigentümlichen Beruf jeder einzelnen Revolution, »den Fluch der bösen Tat«, für den Gesamthaushalt der Geschichte. Religionsvergleicher erörtern die »religiöse Psyche« der Reformatoren oder »die religiöse Lage« der Gegenwart. Keiner ahnt oder gibt zu, daß er als Wissenschaftler selbst zeugen und lehren müßte aus der echten Glaubenswahrheit heraus und gegen den Aberglauben. Sie sitzen in ihrem historisch-idealistischen Schulkäfig und belehren uns über die Wahrheit, um uns ja nicht für beschränkt zu gelten durch die Wahrheit. Der Geograph ahnt noch weniger, daß es der Geist ist, der sich den Körper baut. Daß es also begeisterte Ansiedlungen gibt und teuflische Ausgeburten zuchtlosen Unglaubens, die zum Untergang verurteilt sind, wie etwa eine moderne Großstadt. Der Nationalökonom zergliedert das Bewußtsein des Wirtes. Aber er ahnt nicht, daß die gute Wirtschaft aus dem Satz entspringt: Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes, so wird euch alles andre von selbst zufallen. Denn alles Wirtschaften ist Ergebnis des Glaubens, im einzelnen wie im sogenannten Wirtschaftskörper, das heißt eine Hingabe an die Gelegenheit, an den Nächsten, an das Nächste, an das Ereignis. Nur die schlechte, die böse Wirtschaft fängt an mit der Ausrechnung, der Statistik und dem »größt«-möglichen Profit. Der Philologe zerhackt die Worte, ohne zu ahnen, daß sie Reflexe des Satzes sind, die Sätze aber, ohne zu

ahnen, daß sie Reflexe des Gespräches oder der Dichtung sind. Dazu müßte er freilich wissen, wie die Sprache der inneren Aufrichtigkeit und der inneren Verlogenheit sich unterscheiden. Niemand unterstellt sich selbst dem Gesetz des geistigen Lebens, sobald er gelehrt produziert, mag er im Privatleben noch so orthodox sein, sondern glaubt, er könne, wie der antike σοφός, wie Kants reine Vernunft in das geistige Leben von außen hineingucken. Aus der Welt dieses Geistes ist allerdings – wie Spengler betont – der Teufel endgültig verbannt. Die Gelehrten sehen ihn nirgends mehr am Werk. Aus ihrer Welt haben sie das Gute und Böse vertrieben. Was bleibt dem armen Teufel, als sich ihnen selbst ins Genick zu setzen und sie – zu reiten? – Und so versteht heut kein Fachmann mehr den nächsten Nachbarn. Denn wo jeder einen privaten Ansatzpunkt der Untersuchung hat, im massenhaften Stoff irgend ein willkürliches stoffliches Interesse, da sind tausend Probleme da, die für niemand Probleme sind als für den, der zufällig in eben dem Stoff ertrinkt. In diese Welt hinein leuchtet das schwefelgelbe Licht des Spenglerschen Buches mit erfrischender Deutlichkeit. Er macht ein Ende mit dem Sich-Bewahren der katholischen, protestantischen, jüdischen, heidnischen Wissenschaft. Mögen sie sich noch so zimperlich gegeneinander verbarrikadieren, sie sind als Zeitgenossen Kultur- und Geistesgenossen. Die Wissenschaft des Jahres 1919 ist eine, ob sie nun ja oder nein sagt zu dem einzelnen Problem; sie ist ein einheitlicher Sproß und Jahresring am Baum der abendländischen Kultur. In dem Augenblick, wo sie stirbt, erkennt sie sich als eine, ungeschiedene. Und so repräsentiert Spengler immerhin gegenüber den Fachgelehrten das Gewissen der Geisteswissenschaft. Das ist schon etwas, daß einer in den Tumult der Anmerkungen zum Geistesozean das Wort von der Symbolik alles Geschehens schleudert. Den Fachgelehrten zwingt Spengler – und er rechnet gründlich mit der vertrockneten Stubenphilosophie usw. ab – zur Umschau und Rundschau in andere Gebiete des Wissens hinüber. Er reißt den einzelnen vielleicht doch hinauf in das Gebiet einheitlich-

wissenschaftlichen Denkens, so wie es die Expressionisten in der Kunstwissenschaft versuchen. Das hieße dann endlich den Dualismus zwischen Philosophie und Theologie überwinden, an dem wir seit der Scholastik krankten.

Aber ist jetzt auch nur dazu noch Zeit? Ich will einmal glauben, der gelehrte Nachwuchs, all die heut Dreißigjährigen, die von den heutigen Männern auf den deutschen Kathedern zu Schülern gewonnen sind, die Epigonen von Epigonen, bekämen trotz Kriegsmüdigkeit noch einmal Kraft, daß sie auffahren wie die Adler und die Einzeldisziplinen umschmelzen. So würde die ganze Wissenschaft ein glänzend lesbares Feuilleton geworden sein. Anfänge dazu sind zweifellos da. Die Wissenschaft als solche wäre dann neu geputzt, mit neuer gesellschaftlicher Anziehungskraft ausgerüstet. Aber träfe sie auch noch auf eine Gesellschaft, auf die sie mit ihrem Geist Eindruck machen könnte?

Spenglers Buch ist nicht umsonst vor dem Kriege entstanden. Vor dem Kriege, da konnte ein solcher Teilversuch, die europäische Wissenschaft zu retablieren, noch erfolgreich erscheinen. Denn damals schienen wir ja Zeit zu haben. Heut kommt jeder Teilneubau des geistigen Lebens unwiderruflich zu spät. Denn heut ist die Kluft zwischen Wissenschaft und Wahrheit unermesslich weit aufgetan. Mag die Wissenschaft heut Richtiges oder Falsches vortragen, sie hat sich selbst im Flugsand jährlicher Neuerungen und Hypothesen so entwertet, daß ihre Stimme in den Volkskörper nicht mehr hineindröhnt, sondern an ihm abprallt wie Wandreklame für irgend eine leibliche Medizin. Die Wissenschaft hat in ihren Schulhäusern so lange aus saftstrotzenden Stämmchen kahle Säulen gemacht, daß heut das Volksleben formlos, stumpf, jeder Führung unzugänglich, darniederliegt. Wie sollte heut die Wissenschaft den Menschen erneuern, da heut umgekehrt nur eine Wissenschaft Sinn hätte, die zuvor aus dem Menschen erneuert wäre?

Nein, die Erneuerung des krank gewordenen Geistes kann nicht aus der abendländischen Bücherwissenschaft kommen, auch aus

einer noch so populär gemachten nicht. Denn eben ihr selbst ist ja mit Spenglers Werk das Horoskop des Verfalls gestellt wie allen anderen Symbolen der abendländischen Seele. Spengler selbst, bloßes Gewissen der Wissenschaft, der er sein will, hofft, sein Werk werde die am Ende ihrer Probleme angelangte Physik, Mathematik, Kunstwissenschaft neu befeuern und Stoff zu Hunderten von Dissertationen liefern. Er wird diesen Erfolg auch haben. Aber ihm geht Geist und Wissenschaft so sehr aneinander über, daß er »die innere Struktur des Geistes«, »die unmittelbare Form des Verstandes« und »die Menschlichkeit selbst, rein und ganz«, am Ende seines Buches identifiziert! Aber in allen, die noch lebendig sind, muß er das Gewissen für die Wahrheit wecken statt eines bloßen Gewissens für die Wissenschaft. Ihnen enthüllt sich ganz der seelenlose Zustand der Gegenwart. Die magische Kette des geistigen Stromkreises ist zerrissen. Die Generation, die diesen Krieg zu verantworten hat, hinterläßt kein glaubwürdiges, kein liebenswertes, kein hoffnungsvolles Erbe. Sie hat nichts zu tradieren. Alle äußeren Stoffmassen dürfen nicht darüber hinwegtäuschen, daß die innere lebendige Tradition heute zerstört ist. In tausend Einzelverbindungen mag heute noch lebendige Kulturtradition bestehen; im zentralen Punkt, von dem aus Formen und Gedanken immer neu durchtränkt werden, in der führenden internationalen Geistesgeschichte, klafft durch den Krieg ein Abgrund.

»Die Kirche hat die Wahrheit. Aber sie hat den Krieg nicht verhindert. Die Staaten haben die Wirklichkeit. Aber sie haben den Krieg nicht verhindert. Der Sozialismus hat die Massen. Aber er hat den Krieg nicht verhindert.« So empfinden und rufen die Knaben von heut. Und sie verlassen Wahrheit und Wirklichkeit und Menge und werden nackte Empörer. Denn die Väter, denen Wahrheit, Wirklichkeit und Menschheit anvertraut waren, haben versagt. Geist, Macht und Fülle vermögen heut nichts über den Sklavenaufstand der Moral, weil die Statthalter der drei Gewalten Europas Jugend ohnmächtig haben

opfern lassen müssen. Aber gerade der besten Jugend graut vor dem zersplitterten Dreizack Geist, Macht und Stoff (Kirche, Staat, Wirtschaft), den keine beseelte Gestalt mehr lenkt. Die schlechteste Totalfigur ist ihr lieber als dieses senile Auseinanderfallen des einheitlichen Lebens Europas in drei ohnmächtige Scherben.

So sind die Knaben von heut in der entsetzlichen Gefahr, aus eigener Kraft leben, sich selbst erlösen, titanenhaft den Pelion auf den Ossa türmen zu müssen. Sie haben keine geistigen Väter, denen sie zunächst einfach glauben könnten! Diese Knaben müßten Menschen sehen, um glauben zu können. Aber alle geistigen Menschen hat der Krieg geistig verbraucht, indem er sie zur Partei erniedrigt hat. Europa hat heut keine glaubwürdigen Menschen! Den Knaben, den Empörern, den Zöllnern und Sündern von heut, kann aber nichts Subjektives und nichts Objektives von vor dem Kriege imponieren oder helfen. Sie lechzen nach der einzigen Instanz, vor der objektiv und subjektiv beides dahinfällt: dem glaubwürdigen Menschen. Was sollen da Ideale oder Organisationen?

Nur Außerordentliches kann helfen, nur jene Glaubwürdigkeit, durch die in den Alltag hinein wieder Wunder getan werden.

An alle Protestanten und idealisierenden Katholiken ergeht heute die Entscheidung, ob sie »die Neuzeit« mit ihrem graeco-nationalen Idealismus pflegen wollen oder das Christentum. Neuzeit und Idealismus sind tot. Man kann nicht gottselig und zugleich geistreich im Sinne der Universitätswissenschaft sein. Vor allem aber: können dir die Knaben glauben? Wer nur den Fächern der Universität dient, der verlangsamt vielleicht ihren Einsturz, aber er hilft noch nicht bei dem Wiederaufbau des geistigen Lebens aus dem Christentum. Denn dies Leben darf durch keinen europäischen Begriff etikettiert sein. Abgestorbene Namen töten neues Leben. Und so wirkt heute der griechische Idealismus.

An alle Katholiken und organisierenden Protestanten ergeht heut die Entscheidung, ob sie das Mittelalter und seine römisch-

juristische Gesetzlichkeit pflegen wollen oder das Christentum. Mittelalter und römisches Recht sind tot. Man kann nicht gottselig und Jurist sein im Sinne der positiven Jurisprudenz. Vor allem aber, können dir die Knaben glauben? – Wer nur den Bestimmungen des Generalvikariats dient, der verlangsamt vielleicht den Einsturz der Organisation; aber wenn er Parteien, Vereine, Institutionen großzieht, hilft er noch nicht bei dem Wiederaufbau des geistigen Lebens aus dem Christentum. Abgestorbene Formen töten neues Leben. Und so wirkt heute das römische Recht.

Werden die Protestanten aber die Kraft aufbringen, zwischen Wissenschaft, fröhlicher Wissenschaft und der zum Tode verurteilten neuzeitlichen Wissenschaft zu scheiden? Werden die Katholiken die Kraft haben, zwischen der Kirche, der ewigen Kirche, und der zum Tode verurteilten bloß mittelalterlichen Kirchenzeitlichkeit der Bürokratie zu scheiden? Werden beide ihr griechisch-römisches Heidentum willig aufopfern für die Erneuerung des Lebens, damit die Knaben ihnen glauben können? Mit der Gewalt der Schwerkraft wird noch einmal alles Mattherzige, Unentschlossene, Schwankende in der Angst des Schiffbruchs sich an das Sichtbare allein klammern. In die Arme werfen wird es sich den Institutionen und den alten Idealen. Denn das Unsichtbare ist ihnen – eben unsichtbar und schon deshalb ein Ärgernis und eine Torheit. Agorageist und Tempelgeist sind ewig gleich.

Schon strömen die Studentenverbindungen, die Parteien, Vereine, Hochschulen über von verzweifelnden Feldgrauen, die sich an irgend ein Lebenssystem klammern. Laßt euch von diesen Massen, die noch einmal die alten Weisen anstimmen, nicht darüber täuschen, daß sie bloße sich schleppen lassende Massen sind! Sie können den Sinn der Ideale und Institutionen nicht mehr auferwecken. Solch Sinn fließt nur aus dem Unsichtbaren, nicht in der Masse, sondern in des einzelnen Gläubigen Brust. Ein intellektueller Spartakist muß mehr zu denken geben, als tausend Spefüchse. Denn er mahnt uns an den Fluch, den wir so

gern recht schnell alle vergessen möchten, wir Idealisten und Organisatoren aller Richtungen, dem aber alle benannten Persönlichkeiten der Kriegszeit unterworfen bleiben: daß sie ihre Glaubwürdigkeit verloren haben vor dem neuen Geschlecht. Um die Glaubwürdigkeit gilt es heute zu ringen, um das Reich Gottes nackt und bloß. Glaube, Liebe und Hoffnung sind weder Institutionen noch Ideale; sondern sie sind die ewigen Himmelskräfte, die zur Herrschaft über beide berufen sind, die aber seit hundert Jahren in einem immer engeren Winkel der europäischen Kultur als »Religion« inventarisiert worden waren. Fahr hin, du Kulturbruchteil, das die Neuzeit Religion etikettiert hat, wenn doch die Wahrheit auferstehen will! Das Unsichtbare wird die Welt erneuern. Das Unsichtbare wird in der Windrose menschlicher Bestrebungen, gegen die Wetterfahne des menschlichen Geistes, die Herzen wieder unbeirrt schlagen lassen.

Bis diese Kräfte groß genug sind, die erstarrten Riesenorganisationen von innen heraus zu erneuern, mag mehr als ein Jahrhundert vergehen. Aber die Gnade Gottes wiederholt nicht ihr zeitliches Gesetz. Der Weltkrieg in seinen kurzen, unendlich langen fünftehalb Jahren ist in Spenglers Tafel nicht vorgemerkt. Er und die anschließende Revolution zeigen eine solche Energie der Abrechnung mit dem Jahrhundert der Zivilisation, d. h. des Unglaubens, wie keine Vergangenheit sie je besessen hat. Es verschlüge der christlichen Wahrheit nichts, wenn sie bis auf das von Spengler berechnete Jahr 2200 warten müßte zu ihrem Wiederanstieg. Aber die Seele lebt von der reinen Gegenwart, und wenn sie heut getrost ihre tausendjährige Vergangenheit hinter sich läßt, so verzichtet sie damit zugleich auf die astrologische Vorherbestimmung des Werdens aus dem Sein. Die Zukunft, wie sie Spenglers Wissenschaft skizziert, ist nur das Gespenst der Vergangenheit, in die Zukunft hineingeworfen. Es gibt aber Seelenkräfte, die beides, Vergangenheit und Zukunft, überwinden im Wunder – des Augenblicks. Gegen die Geisteshaltung, die am Tage nach dem neunten November gleich nach Aufbau schreit, die überall nur die Schuld von dem

oder jenem Zufallsmenschen wittert und von einem »unglücklichen Zufall« auf den nächsten »glücklichen Zufall« blind spekuliert, gegen die ist die Majestät des Spenglerschen Todesgesetzes eine erhabene und befreiende Tat. Es zeigt, was es kostet, eine Welt zu erschaffen, zu erhalten und zu vernichten. So hat er tausendmal recht gegen das ungläubige »Vielleicht, Vielleicht auch nicht« der Generation der Quantitätspolitiker auf allen Gebieten des Lebens. Aber daß es eine Freiheit gibt, die hier und heute alle Geschichtsgesetze über den Haufen zu werfen vermag durch Tod und Auferstehung dieser Stunde, das ist ihm verborgen wie allen Geistreichen. Nicht zugunsten jenes blinden Ungefähr chaotischen Wissens vor dem Gesetz, sondern zugunsten der Freiheit nach dem Gesetz widerspreche ich Spengler. Betrachte ich die heutige Schriftgelehrsamkeit, so begreife ich ganz Spenglers Empfinden. Er mag sich wie der goethesche Adlersjüngling fühlen, der die Fittiche nach Raub aushebt und zur Tagesklugheit sagt: O Weisheit, du redest wie eine Taube! Jesus hat solche Lehren wie die Spenglerschen angesichts des Zusammenbruchs des Lebens vorher verkündigt: »Wo ein Aas ist, sammeln sich die Adler.« Das sagt er ausdrücklich von denen, die der eigenen Geistreichigkeit eine in sich zerfallende Welt zum Raub vorwerfen. (Mathäus 24, 24–28.) Die irdische Taube ist freilich dem Reiz nicht gewachsen, der von der Kühnheit solches Adlerfluges ausgeht. Aber wir wissen von einer Taube, die höher schwebt als die Adler. Denn sie gehört so wenig dem Alltag wie dem Genietag des irdischen Geistes, sondern aus dem Unsichtbaren herniederfliegend, überwindet die Taube des göttlichen Geistes nicht nur das satte Behagen, sondern auch die Überhebung und Selbstzerstörung der menschlichen Vernunft.

Der Adler, der alles sub specie voluntatis, d. h. der Lebenskraft ansieht, erhebt sich über die Niederungen der Philistermoral und ihr konventionelles Gut und Böse. Trotzdem merkt er selber an, daß, wo einer Welt diese Kraft zur Unterscheidung abhanden komme, diese Welt dem Tode geweiht sei, und schreibt »den Untergang des Abendlandes«.

Aber die eigene Erhabenheit solch eines Nietzscheschen Willensmenschen und der Untergang des Abendlandes sind nur zwei Seiten der selben Sache, mag auch der Übermensch hier, die niedere Masse dort unversöhnlich gegeneinander stehen. Die Masse zwitschert nur vom »lieben« Gott, von seiner Güte; die heldische Vernunft läßt von Gott nur den Willen übrig; Gott und Gottes Wille sei heutzutage identisch, sagt wörtlich der Aristokrat Spengler. Aber etwas dem Massenbehagen wie der Einzelkraft Unfaßbares verkündet die Taube, nämlich, daß Gott die Wahrheit ist, daß er der sein wird, der er sein wird.

Denn es gibt nicht nur das irdisch-gesellschaftliche Gut und Böse, nicht nur das heroisch-dionysische Mächtig und Schwach, Hoch und Niedrig; sondern die Taube überfliegt die Stärke und Höhe und Macht, daß die zu hohen Berge der Übermenschen einfallen und zu Tälern werden und die saubern Schachbretter des gesellschaftlichen Rechts und Unrechts überflutet werden, beide vor der Majestät des Oben, das gegen das Unten gesetzt ist. Die Massen scheiden gut und böse, der einzelne unterscheidet mächtig und ohnmächtig; aber Gott schied das Licht von der Finsternis und den Himmel oben gegen die Erde unten. Und wo die einzelnen wie die Masse des Oben und Unten, vergessen, stürzt er ihre Throne, Kanzeln, Katheder, Rednerpulte und Bühnen um; ihm ist beides dann ein gleicher Greuel: Gut und Böse der Philister, und Stark und Schwach der Helden. Vor dem Oben der Wahrheit werden die »Gestalt« und »die Wirklichkeit« des Spenglerschen Werkes plötzlich und unerwartet auf dieselbe Stufe erniedrigt, auf der die Stoffkrämer der Motive, der Kausalität, des Zufalls und des Glücks hocken. Sie gehören beide als auseinandergeborstene Hälften in die gottverlassene Welt von 1870–1917. In diesem Zeitalter hatte Gott sich allerdings aus der Welt zurückgezogen. Nietzsche hat das Geheimnis verraten: Gott war tot.

Bismarck mit seinen moralistisch gedachten 75 Mark Jahresrente für die guten, braven und gehorsamen Arbeiter und Nietzsche mit seinen Dithyramben auf die Freien und Starken, sie sind

nicht nur untergegangen. Aktiv haben beide am *Selbstmord Europas* mitgewirkt. Die bürgerlich-moralische Austeilung der Orden und Strafen durch den fertigen und darum hoffnungslosen Abgott Staat und die Freiheit der schönheitsdurstigen und darum lieblosen Renaissancenaturen, Selbstvergötterer und Helden sind beide an sich ohne innere Wahrheit. Diese erfließt erst von oben, aus dem Licht der Offenbarung, aus dem täglich erst gut und böse, stark und schwach auf Erden neu bestimmt werden. Staatsvergötterer und Selbstvergötterer haben beide vergessen, daß Gott Welt und Mensch täglich neu schafft, und Staat und Selbst ihm lauschen müssen. Sie sind ihm aus seiner Vaterhand herausgebrochen. Sie haben seine Geduld erschöpft. Um deswillen verwesen heut beide, Götze Staat und Götze Individuum; und düngen mit ihren Leichnamen das Land, damit aus dem Selbstmord Europas die Welt neu geschaffen werden könne, geschieden in oben und unten, in Himmel und Erde. Wir dürfen nicht den Selbstmord für ein Ende nehmen. Denn es steht nicht in unserer Macht, ein Ende zu machen. Der Tod dient dem Leben. Und deshalb gebührt dem, was Spengler den Untergang des Abendlandes betiteln mußte, ein anderer Name, ein Name von jenseits der Gräber:

#### DIE AUFERSTEHUNG DER WAHRHEIT

*Ein Echo von 1945*

»Der Selbstmord Europas« übersetzte den Titel »Der Untergang des Abendlandes«, aus der griechischen Sprache der Genies in die demütigere Sprache der Mitschuldigen. Die Anzeige erschien im »Hochland« 1919. Amerika war damals der von außen hereinkommende Sieger.

Das folgende Blatt, ein Brief, der in Amerika 1945 geschrieben worden ist, zeigt, wie der zweite Weltkrieg nur der Gerichtsvollzieher des ersten gewesen und wie die selbe Frage: Un-

tergang oder Selbstmord? mit einer Verschiebung um ein paar Längengrade nach Westen sich einer zweiten Generation stellt.

*Envoi*

Dear Mr. McGrath:

October 12, 1945

Your defense of Spengler has done me a great service, for, to-day I received the passionate plea from a man in the State Department who suffers from Spengler. And now I know better what to tell him.

By this I mean, that he everywhere finds your admiration for the axiom that the West is one thing, and Russia quite another, that we must organize the West although it is obviously sterile and must fight Russia although she obviously is up and coming. His conscience rebels against such policies and he requires an answer.

The Spenglerian temptation is shared by the great majority of Westerners at this moment. They have lost the spirit and sit on their fannies and adore the basilisk who tells them: You are dead or dying. I do not feel surprise over your being overwhelmed by Spengler's genius. The ordinary sources of history and politics which are accessible to your mind, must leave you starved compared to the spicy food offered by Spengler. And this is the first and the last thing to be said of him. Your mind is awakening and growing. And for the mind, *genius is the true food*. But, my dear friend, genius is not the last criterion. Jesus was a genius who did not care to be one. We must be more than geniuses. Or we will destroy society as the geniuses of old.

For today, I include my outline for the man in the State Department. Spengler is their daily policy. He must not be allowed to remain it.

Cordially,

Eugen Rosenstock-Huessy